



MICHAEL PYE

Am Rand der Welt

Eine Geschichte der

NORDSEE

S. FISCHER



Michael Pye

Am Rand der Welt

Eine Geschichte der Nordsee und die
Anfänge Europas

Aus dem Englischen von Michael Bischoff

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Die Nordsee ist das Meer der Wikinger und der Hanse. Aber sie ist noch viel mehr. Bereits im Mittelalter überquerten Heilige und Spione, Philosophen und Piraten, Künstler und Händler die raue See. Michael Pye erzählt spannende Geschichten rund um das gar nicht so dunkle Nordmeer, vom frühen Mittelalter bis zur Aufklärung im 18. Jahrhundert. Dabei schildert er, wie immer wieder neue Entdeckungen und revolutionäre Ideen über das Wasser getragen wurden: die lange im Schatten gebliebene tausendjährige Geschichte von der Entstehung Europas im Norden des Kontinents, fulminant zum Leben erweckt.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Michael Pye, geboren 1946, studierte Geschichte in Oxford. Für seine Sachbücher und Romane, die in Großbritannien auf der Bestsellerliste vertreten waren, wurde er vielfach ausgezeichnet. Seine Geschichte der Nordsee wurde von der New York Times zu den Notable Books of the Year gezählt. Er war als Journalist, Kolumnist und Reporter in London und New York u.a. für die Sunday Times, die BBC und The Scotsman tätig. Heute lebt er abwechselnd in London und Portugal.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe ist 2014 unter dem Titel The Edge of the World. How the North Sea Made Us What We Are bei Viking/Penguin Books, London, erschienen.

© 2014 Michael Pye

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Karten: Peter Palm, Berlin

Covergestaltung: Sonja Steven, Büro KLASS

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-403660-1

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

Einleitung

Erstes Kapitel Die Erfindung des Geldes

Zweites Kapitel Buchhandel

Drittes Kapitel Sich Feinde machen

Viertes Kapitel Siedeln und sesshaft werden

Fünftes Kapitel Mode

Sechstes Kapitel Geschriebenes Recht

Siebttes Kapitel Die Natur überwachen

Achtes Kapitel Wissenschaft und Geld

Neuntes Kapitel Herrschaft der Händler

Zehntes Kapitel Liebe und Kapital

Elftes Kapitel Die Pestgesetze

Zwölftes Kapitel Stadt und Welt

Dank

Bildteil

Abbildungsnachweis

Einleitung

Im Sommer des Jahres 1700 fuhr Cecil Warburton ans Meer – zwei Wochen wollte er an der Ostküste Englands verbringen, in Scarborough, auf halbem Wege zwischen Hull und Newcastle gelegen. Er war überhaupt nicht beeindruckt.

Warburton war ein Gentleman aus dem Norden, Sohn eines Baronet aus Cheshire, und er tat, was Gentlemen in einem Heilbad taten: Er trank fast jeden Tag zweieinhalb Liter des berühmten Heilwassers, das nach Tinte roch und säuerlich schmeckte, und sein ganzer Körper wurde ordentlich durchgespült. Er weigerte sich allerdings, es den übrigen Badegästen gleichzutun und die volle Menge zu trinken, die gut viereinhalb Liter betrug. An seinen Schwager schrieb er: »Ich hatte gehofft, hier etwas zu finden, das meinen Brief ein wenig unterhaltsam machen könnte, aber ich wurde enttäuscht, denn ich sehe nur Angelhaken und trocknende Fische, die hier die einzige Ausstattung ihrer Straßen und Häuser drinnen wie draußen darstellen.« Die Straßen seien übersät mit »Fischabfällen und Kabeljauköpfen ... Ich hoffe, der Brief stinkt nicht danach, denn ich habe das Gefühl, dass nichts mehr frei davon ist.« [1]

Er hatte die Stadt ausgewählt, in der die Idee des Seebades geboren wurde und in der bald schon die ersten Umkleidekabinen am Strand auftauchen sollten, einen Ort, in den man kam, um zu flirten und um gesehen zu werden. All die Dinge, die mit der Arbeit am und auf dem Meer zusammenhingen, wollte er nicht sehen. Leute von »Adel, Rang und Stand«, wie es im Reiseführer für 1733 hieß, trafen sich in Scarborough: Earls und Baronets, Ladys und Marquises. Sie tranken und aßen und tranken, denn sie wussten, dass dieses Heilwasser sie reinigen und bei guter Gesundheit halten würde. Sie badeten im kalten Meer, veranstalteten Pferderennen auf den langen weißen Sandstränden und besuchten am Abend einen Ball. [2]

Sie sahen sich lieber das Kurbad an und nicht die Stadt der arbeitenden Leute, auch nicht die Burg, von der aus man nur fünfzig Jahre zuvor noch auf feindliche Schiffe gefeuert hatte, als Holländer und Engländer im Krieg miteinander lagen, nicht die aus gut dreihundert Schiffen bestehende Fischereiflotte und auch nicht den Hafen, den einzigen bei schlechtem Wetter brauchbaren Zufluchtsort zwischen dem River Tyne im Norden und dem River Humber im Süden. Die Stadt erinnerte an das Netz der vielfältigen Verbindungen, die das Meer überspannten: Nahrung, Handel, Krieg, Ankünfte und Invasionen jeglicher Art, darunter auch die von Ideen.

Cecil Warburton hatte, wie Millionen Besucher nach ihm, daran kein Interesse. Er hatte andere Sorgen. In einem Brief an

seine Schwester klagte er: »Ich bin immer noch so fett wie zuvor ...« [3]

Dieses neue Bild der Küste steht heute zwischen uns und der Geschichte des Meeres. [4] Die Küste wurde zu einem eigenständigen Reiseziel. Sie war nicht mehr nur der Hafen, von dem aus man zu anderen Zielen jenseits des Meeres aufbrach. Und sie wurde zu einem Ort des Spiels und der Freizeit statt der Arbeit und des Krieges. Man konnte sich kaum noch vorstellen, dass es einmal eine Welt gegeben hatte, in deren Mittelpunkt das Meer stand. Über die Jahre hatte man sogar die Küstenlinie fixiert, wie es zuvor nie gewesen war, als kräftige Winde einen Sandsturm entfachen und Sturmfluten tief ins Land vordringen konnten. Aus Stein und später Beton errichtete man Ufermauern, Promenaden, Esplanaden – eine endgültige Grenze zwischen Mensch und Meer. Dahinter konnten Hotels und Villen in völliger Gleichgültigkeit hinaus auf das Meer blicken, dem sie doch eigentlich ihren Reiz verdankten.

Das alles steckte zu Warburtons Zeiten noch in den Anfängen. In Scarborough zahlte die feine Gesellschaft fünf Schilling und trug sich ins Gästebuch ein, um die zwei am Strand erbauten Räume für Getränke und Gesellschaft, zum An- und Auskleiden zu benutzen. Manche kamen mit der Kutsche aus London hierher nach Norden, über York oder, wegen der Sehenswürdigkeiten, über Cambridge, aber nur wenn sie die Landgasthäuser ertragen konnten. Andere zahlten eine Guinee für die Fahrt mit einem der Kohlenschiffe, die von den Docks in

Billingsgate leer zum Tyne zurückfahren und in Scarborough Station machten.

Die Frauen badeten separat unter dem Schutz von Fremdenführern. Ein einheimischer Dichter klagte: »Ein weites Hemd die Nymphe schützt / vor Neugier und vor jedem Blick.« Die Männer konnten sich entweder »zurückziehen und sich in einiger Entfernung von der Badegesellschaft ausziehen ... oder mit einem Boot ein wenig hinausfahren« und dann »nackt ins Wasser springen«. Das Meer galt als sicher genug für erfrischende Übungen oder medizinische Bäder. Der anonyme Autor von *A Journey from London to Scarborough* behauptete sogar: »Die Vorzüge, die unsere Ärzte kalten Bädern ganz allgemein zuschreiben, verstärken sich noch durch den zusätzlichen Salzgehalt des Meerwassers, ein Vorteil, dessen sich in England kein Kurort außer Scarborough rühmen kann.«

Dem Meerwasser schrieb man ähnlich heilende Wirkungen zu wie den Heilquellen. Manche Ärzte zeigten sich sogleich tief besorgt und sahen im Wasser einen Konkurrenten für die von ihnen verschriebenen chemischen Arzneimittel. Offensichtlich bedurfte es einer »genaueren Analyse der Heilwässer«, wie Dr. Simpson 1669 schrieb, einer »chemischen Anatomie«, die zeigte, welche chemischen Arzneistoffe darin enthalten waren. Nur dann könne das Meer die Billigung und Anerkennung der Ärzte finden. Als solche Analysen in den 1730er Jahren vorlagen, wurde das Meerwasser zum Gegenstand bürgerlichen Stolzes und allgemeinen Interesses, und die freundliche Banalität des Seebads bekam etwas Bedeutendes. In

Scarborough besuchten nun Gäste wie Einheimische öffentliche Vorträge, in denen genauestens dargelegt wurde, was sie da tranken. [5]

Manche Wässer waren zuvor schon Gegenstand eines anderen Glaubens gewesen: heilige Wässer, heilige Quellen und Brunnen, die Heilige oder andere hoffnungsvolle Amateure gefunden hatten. Die Quelle in Scarborough, so schrieb ein Dr. Wittie 1667, war von einer Mrs Farrow entdeckt worden, die in den 1620er Jahren am Strand entlangwanderte und bemerkte, dass manche Steine durch eine hörbar sprudelnde Quelle am Fuß einer »außerordentlich hohen Klippe« rostrot verfärbt waren. Der Geschmack des Quellwassers gefiel ihr. Sie glaubte, es werde den Menschen guttun.

Die Nachricht verbreitete sich.

Dr. Wittie schrieb ein Büchlein, um sicherzustellen, dass dieses Wasser von Ärzten verschrieben wurde. Er glaubte bereits an den Nutzen von Bädern, denn genau das taten die Engländer in ihren Kurorten: Sie tranken das Wasser, aber sie badeten auch darin – im Unterschied zu den Festlandeuropäern, die das Trinken für ausreichend hielten. Er riet Männern mit einer Vorliebe für Portwein, im Meer zu baden, denn auf diese Weise habe er seine eigene Gicht geheilt, durch »häufiges Baden im kalten Meerwasser, im Sommer ..., und danach schwitze ich in einem warmen Bett«. Die Sommermonate seien die besten. Dass man »in deutschen Kurorten im Winter« trank, schockierte Dr. Wittie.

Ihm war allerdings klar, dass »viele die Kurorte nicht aus Notwendigkeit, sondern zum Vergnügen besuchen, um sich eine Weile ihren ernsthaften Beschäftigungen zu entziehen und sich mit ihren Freunden zu trösten«. Aber auch aus dem Vergnügen konnten die Ärzte ein Geschäft machen: ein moderner Berufsstand, der Anspruch auf möglichst weite Teile des Lebens erhob. Das Baden war nun keine bloß vergnügliche Unternehmung mehr. Dr. Robert White schrieb 1775 über »Gebrauch und Missbrauch von Meerwasser« und warnte: »Wer im Vollbesitz seiner Gesundheit und seiner Kräfte ist, sollte sich solchen Freizeitbeschäftigungen nicht allzu intensiv hingeben.« Er könne vielleicht früh am Morgen baden, aber nervösere Fälle sollten bis »kurz vor Mittag« warten, und »niemand sollte länger als eine Minute im Wasser bleiben«. Das Meerwasser sei vielleicht kein so heftiger Schock wie eiskaltes Quellwasser, aber dennoch fühlte Dr. White sich verpflichtet, vor den »fatalen Folgen des Badens für gesunde Menschen« zu warnen. Er berichtete von einem Mann, »etwa vierzig Jahre alt, der ein gesundes und maßvolles Leben geführt hatte und überredet wurde, im Meer zu baden«. Der Mann hielt sich selbst nicht für krank und ging ohne Aderlass, ohne Darmentleerung und ohne ärztliche Anweisung ins Wasser. Die Folgen waren, so erklärte Dr. White, »ein heftiger Schmerz, der durch seinen Kopf schoss, starke Benommenheit und ein tödlicher Schlaganfall«.

Das Meer sei indessen »nützlich« bei Lepra, »von großem Nutzen« bei Epilepsie und ein Mittel gegen Gelbsucht. Es könne

den Tripper heilen – wahrscheinlich eine gute Nachricht für die Schürzenjäger unter den Gentlemen, aber wohl kaum ein Trost für die nächste Person, mit der sie schliefen. Dr. White meinte, die Menschen gingen nicht sorgsam genug mit einer »so allgemeinen und beliebten Medizin« um, denn »Magen und Eingeweide werden dadurch in ständiger Erregung gehalten«. Er verzeichnete eine »Neigung, im Meer zu baden, die Menschen jeglichen Standes entwickelt« hätten.

Das galt nicht allein für die Engländer. Die Holländer unternahmen im 17. Jahrhundert Spaziergänge am Strand, in Scheveningen warfen die Jungen die Mädchen alljährlich im Frühjahr ins Wasser, und alle tranken. Ihr mit einem Fürsten vergleichbarer *Stadhouder* fuhr mit einem Segelwagen über den Sandstrand. Die Seebäder brachten Menschen an die Küste, doch zugleich entwickelte sich an der Küste auch ein anderes Leben. Es gab Strände, für die man keine ärztliche Verordnung brauchte, neuartige Urlaubsorte wie Norderney an der deutschen Nordseeküste, wie Ostende und Boulogne, wie Doberan an der Ostsee, die man allein um des Vergnügens willen besuchte. Jeder konnte nun nach Belieben mit dem Wasser flirten, ihm einen Besuch abstatten und wieder nach Hause zurückfahren. Wellen und Strömungen verwandelten sich in eine Kulisse für sehr städtische Vorstellungen davon, wie man fit und gesund bleiben, gut aussehen und sich amüsieren konnte. Die alten mit dem Meer verbundenen Gewerbe versteckte man, das neue Geschäft hieß Urlaub. Der Hafen von Visby auf der schwedischen Insel Gotland war ein

Jahrtausend lang berühmt und geschäftig gewesen, doch im 19. Jahrhundert drohte die Stadt in Stagnation zu verfallen und in Vergessenheit zu geraten, sofern sie keine Badeeinrichtungen schuf, einen Ort, an dem die Badegäste sich umziehen und etwas trinken konnten – zumindest behaupteten das die Befürworter solcher Strandeinrichtungen. [6]

Die Realität versteckte man hinter Umkleidekabinen und Strandattraktionen und später dann hinter Seebrücken, Eselreiten und Bratfischbuden, hinter Schießständen und Bowling Greens (wie in Blackpool), hinter Varietétheatern und heller elektrischer Beleuchtung. Ende des 19. Jahrhunderts schien *Baedeker's Handbuch für Reisende*, das ansonsten akribisch jedes Kunstwerk und sämtliche Fahrpreise auflistete, gar nicht zu bemerken, was da fehlte. Der Baedeker für Belgien und Holland wendet sich nach einer Weile Middelburg und der Küstenregion Zeelands zu und beschreibt die Ausflüge, die man von dort aus unternehmen kann. [7] Er verweist auf den Omnibus, der zweimal täglich zu dem »kleinen Seebade Domburg« fährt, zu dessen Badegästen hauptsächlich »Holländer, Belgier, Deutsche« gehören, und erwähnt »in der Umgebung schöne ausgedehnte Parke«. Er nennt den Preis für eine Fahrt im Zweispänner dorthin und für die Vollpension im Badhotel.

Er erwähnt indessen nicht, was in Domburg geschehen war, obwohl manche Bewohner sich noch daran erinnerten. Denn in diesem »kleinen Seebade« hatte die See an einem hübschen Strand ihr Geheimnis preisgegeben: ihre Geschichte.

An den ersten Tagen im Januar 1647 wühlte starker Wind das Meer auf und setzte die Dünen in Bewegung. Der Sand wurde fortgespült und gab im Boden darunter etwas frei, das es dort eigentlich gar nicht geben durfte: Fels. An der Küste bei Domburg gibt es nirgendwo Fels – nur Sand, Torf und Lehm. Also musste jemand die Steinblöcke von weither in das Vorland gebracht haben – aus siebenhundert Kilometer entfernten Steinbrüchen in Nordfrankreich, wie wir heute wissen. Und ihr Transport musste eine gewaltige Aufgabe gewesen sein, denn ein Stein wog zwei Tonnen, und 1647 konnte keine Maschine solch ein Gewicht bewegen. In einem begeisterten Brief nach Amsterdam, der als Einblattdruck veröffentlicht wurde, hieß es: »Vor gut zwei Wochen traten am Strand in der Nähe des Meeres einige große Steine aus weißem Kalkstein zutage.« [8]

Man fand auch etwas, das aussah wie »ein kleines Haus mit Sockeln von Säulen«. Auf den Steinen waren verwitterte Bilder zu erkennen und Gebete an eine Göttin namens Nehalennia, in denen ihr für Erfolge, für das Wohlergehen eines Sohnes, für die sichere Überfahrt mit Waren übers Meer gedankt wurde. Das legte den Gedanken nahe, dass es sich bei dem »kleinen Haus« um einen Tempel handelte. Die versteinerten und versalzten Überreste von Bäumen ließen sich als Hinweise auf einen jener Haine interpretieren, wie sie im Umkreis von Tempeln häufig angelegt worden waren. Der Schreiber des Briefs war sich sicher: Was die See da freigelegt hatte, war »ein Monument von höchstem Alter«.

Unter den Steinen befanden sich auch Altäre bekannter Götter – des Neptun natürlich, für das Meer und die Seeleute, und des Herkules. Doch Nehalennia mit ihren sechsundzwanzig Altären war seit mehr als einem Jahrtausend unbekannt gewesen. Auf den Altären sitzt sie unter einem muschelförmigen Baldachin, der sie zu einer Himmelsgöttin wie Venus oder Juno oder Minerva macht; oder sie steht am Bug eines Schiffs über einer unruhigen See. Gelegentlich ist sie auch auf einem Thron zu sehen, neben sich oft einen Korb mit Äpfeln, und stets schaut ein Hund mit feingeschnittenem Gesicht zu ihr auf. Schiffe waren nicht immer nur Transportmittel; oft besaßen sie im Denken der Menschen vor allem im Norden eine eigenartig tiefe Verbindung zur Fruchtbarkeit. So scheint Nehalennia denn auch die lokale Göttin der guten Ernte, des Glücks auf dem Meer und sogar der guten Verkehrsverbindungen durch Karren und Straßen gewesen zu sein. [9] Für die Menschen in der Umgebung vom Domburg war sie einst alles gewesen, und sie war vollkommen in Vergessenheit geraten.

Das gebildete Europa war begeistert: Etwas Unbekanntes war aus dem Meer hervorgekommen. Die Vergangenheit schien zurückzukehren, weggespült zu werden und erneut zurückzukehren, als wäre auch die Geschichte ein in ständiger Bewegung befindliches Meer. Peter de Buk, ein alter Mann aus Domburg, erinnerte sich, dass 1684, »während des sehr kalten Winters, als das Eis sich am Strand sehr hoch auftürmte«, der unbewegliche Stein sich zu lockern begann, sich verschob und

sich schließlich »nach und nach Richtung Meer bewegte«. Die Ballspieler, die den Stein seit Jahren nutzten, so berichtete der Pfarrer des Ortes, mussten sich nach einem anderen Platz umsehen.

Drei Jahre später gab es einen Sturm, der so heftig war, dass man am nächsten Morgen am Strand Leichen fand: alte Leichen, jede in einem Sarg aus mehrere Zentimeter dicken Brettern. Die Säрге waren voller Sand, die Schädel sämtlich nach Westen ausgerichtet. Um den Hals trugen die Skelette schmale Schmuckketten, an denen Münzen hingen. Bei einem lag ein Becher auf der Brust, ein anderes hatte einen silbernen Dolch an seiner Seite. Da Christen nicht mit Grabbeigaben bestattet werden durften, mussten die Gräber aus der Zeit vor der Christianisierung der Küstenregion um 700 stammen – oder aus der Zeit anderthalb Jahrhunderte später, als die Christen vor plündernden Wikingern ins Binnenland zurückgewichen waren. Ein paar Tage lang schien die Vergangenheit so fest und solide wie ein Sarg und ebenso unerklärlich wie ein Geist. Dann kehrte das Wasser zurück und versteckte die Toten erneut, bevor jemand herausfinden konnte, wer sie waren.

Im Jahr 1715 lief das Wasser bei einer extremen Ebbe so weit ab, dass die Überreste von Brunnen und die Fundamente von Gebäuden sichtbar wurden. Eine weitere Statue kam zum Vorschein: eine große Siegesgöttin ohne Kopf, mitten in einem mit runden und rechteckigen Steinen gepflasterten Areal, das offenbar ein Tempel gewesen war. Jahrelang lag die gestrandete Siegesgöttin auf dem Sandstrand, bevor man ihren

Körper ins Binnenland karrte und in der Kirche des Ortes abstellte. Sie überlebte – inzwischen allerdings grün geworden, da sie nicht mehr im Salzwasser lag, sondern dem Regen ausgesetzt war. Aber sie ging zugrunde, als die Kirche 1848 vom Blitz getroffen und zerstört wurde. Von diesen Überresten des früheren Domburg war nun nicht mehr geblieben als ein paar Bruchstücke und zwei Kubikmeter Schutt, die man im Garten des Stadtschreibers ablud.

Die Toten blieben indessen nicht fern. Der Friedhof wurde 1749 und 1817 erneut freigespült. Zwanzig grobe, wurmstichige, nur von Holzdübeln statt eiserner Nägel zusammengehaltene Särge kamen zum Vorschein, die das schiere Gewicht der alten Dünen im Sand eingeschlossen hatte. An der rechten Schulter sämtlicher Leichen fand man runde Gewandspangen, gelegentlich auch auf der Brust – möglicherweise als Bezahlung für das sichere Geleit einer Meeresgöttin oder als Schatz für ein neues Leben. Eine der Leichen war mit einem Schwert begraben worden. Die Einheimischen wussten inzwischen um den Wert solcher vergrabenen Dinge, durchsuchten heimlich die Särge und konnten nicht mehr genau angeben, wo sie was gefunden hatten. Sie verkauften die Schätze rasch an Sammler in Amsterdam.

Die Küstenlinie veränderte sich auch weiterhin durch Wind und Gezeiten, und so wurde 1832 eine ganz andere Stätte freigelegt, die 1866 zum zweiten und seither letzten Mal gesehen ward: die verwitterten Umrisse eines Hauses und eine

Begräbnisstätte, bei der die Särge sternförmig auf dem Sand lagen. So gab es dort nun drei verschiedene Geschichten unter dem unruhigen Wasser. Da war ein römischer Tempel für eine unbekannte Göttin, der an einer Stelle stand, an der Schiffe aufs offene Meer hinausfuhren, und der so aussah, als hätte man ihn sehr plötzlich aufgegeben. Da waren die Überreste einer Siedlung, eine einzige Straße, die an der Küste entlang von Ost nach West führte, mit Hütten für das Lagern und Sortieren von Waren und ausreichend Münzen als Beleg für ein reges Geschäftsleben. Und da waren Gräber, die nichtchristlichen Ursprungs sein mussten, weil sich darin zahlreiche schöne, mit Tiermasken und einem rechtwinklig geschnittenen Silberhalsreif verzierte Bronzen fanden, die wie Objekte der Wikinger aussahen. [10]

In den schriftlichen Quellen finden sich nur wenige Hinweise auf all das Leben, von dem die Münzen und die Altäre zeugen. In den aus römischer Zeit überkommenen Schriften wird Domburg nirgendwo erwähnt, doch damals waren die im Herzen ihres Reiches lebenden Römer zutiefst provinziell und schenkten ihren reichen Provinzen kaum Aufmerksamkeit. Als der Gelehrte Alkuin das Leben des heiligen Willibrord schilderte, berichtete er, der Heilige habe um das Jahr 690 die Insel Walcheren missioniert, und zwar in einem »Dorf namens Walichrum, wo ein Götzenbild als Rest des alten Irrwahns geblieben war«. Dieses Dorf war Domburg, das eine Insel gewesen war, bevor der Mensch die Küstenlinie umzugestalten begann. Willibrord zertrümmerte das Götzenbild vor den

Augen seines Wächters, der den Heiligen angriff und in seiner Wut mit dem Schwert am Kopf verletzte. »Aber«, so schrieb Alkuin, »Gott verteidigte seinen Knecht.« Großmütig rettete der Heilige den Heiden vor der Rache seiner Begleiter, doch der Mann »wurde am selben Tage vom Teufel besessen und beendigte am dritten Tage sein elendes Leben«, wie dies häufig bei Menschen geschieht, die in die Hände einer zornigen Menge geraten. [11]

In den Annalen, den historischen Aufzeichnungen, die Mönche für ihren eigenen Gebrauch anlegten, finden sich Hinweise auf einen brutalen Wikingerüberfall 837 auf Domburg – »in insula quae Walacra dicitur« (»auf der Insel namens Walcheren«). Dabei wurden viele Menschen getötet, zahlreiche Frauen entführt und »große Mengen Geldes unterschiedlicher Art« geraubt, und die Wikinger vermochten regelmäßige Tributzahlungen zu erzwingen. Die verborgene Siedlung mit nur einer Straße auf der großen Düne war offenbar ein reicher kleiner Ort, den zu plündern sich lohnte.

Wir lesen also von Überfällen und Kämpfen, der Boden aber erzählt noch eine andere Geschichte. Als moderne Archäologen die Fundstätten in der Nähe des Strandes untersuchten, fanden sie nicht viel, das an Krieg erinnerte, nichts Niedergebranntes oder Zertrümmertes oder zu Schuttbergen Getürmtes; nichts von jenen blutigen Ereignissen, aus denen die Geschichte üblicherweise besteht und die von den Menschen aufgezeichnet werden. Es fanden sich lediglich Spuren eines jahrhundertelangen Lebens und seines langsamen, traurigen

Rückzugs, als der Sand ins Land hineingeweht wurde und nichts von Wert zurückblieb – außer den Toten natürlich.

Diese ganze Lebenskraft versank im Sand eines kleinen Stücks Strand, auf dem die Badenden spielten und heute noch spielen.

Dieses Buch handelt von der Wiederentdeckung jener verlorenen Welt und von ihrer Bedeutung für uns: vom Leben im Umfeld der Nordsee zu einer Zeit, als das Wasser der einfachste Verkehrsweg war, als das Meer eine Verbindung zwischen Menschen, Glaubensüberzeugungen und Ideen herstellte und für den Transport von Töpfen, Wein und Kohle genutzt wurde. Dies ist nicht die übliche Geschichte von konfusen Schlachten und diversen Königen und der Ausbreitung des Christentums. Dieses Buch berichtet davon, wie der ständige Austausch über das Meer hinweg und das noch unsichere Wissen, dass man die Dinge auch anders machen konnte, das Denken der Menschen zutiefst zu verändern begannen. Dieses kalte graue Meer in dunklen Zeiten machte die moderne Welt möglich.

Bedenken wir, was sich nach dem Ende des Römischen Reichs verändern musste, damit die Entwicklung der Städte, Staaten und Sitten, wie wir sie heute kennen, beginnen konnte: unser Recht, unsere Vorstellungen von Liebe, unser Geschäftsleben und unser Bedürfnis nach einem Feind, um uns selbst zu definieren. Händler brachten Münzen und Geld und damit auch die abstrakte Vorstellung eines Wertes, die erst die

Mathematik und die moderne Wissenschaft ermöglichte. Wikingerüberfälle zerstörten ebenso viele Städte, wie sie entstehen ließen, und von Bischöfen oder Landesherren freie Städte konnten allmählich eine neue Art von Handel aufbauen. So entstand eine Gemeinschaft von Menschen, die Handel trieben und stark und selbstbewusst genug waren, um mit Königen und staatlichen Mächten Krieg zu führen: unsere Welt der Spannung zwischen dem Geld und allen übrigen Mächten.

Die Menschen veränderten die Landschaft, und während sie lernten, mit dem in der Natur angerichteten Schaden umzugehen, verbreiteten sie auch die Vorstellung, dass sie frei waren und Rechte besaßen. Die Seefahrt machte die Mode möglich, sichtbar und begehrenswert. Die Freiheit der Frauen, selbst zwischen Ehelosigkeit, eheloser Schwangerschaft oder Heirat zu wählen, veränderte das Wirtschaftsleben an der Nordsee auf gänzlich unerwartete Weise.

Das Recht wandelte sich von lokalen Bräuchen, die jeder kannte, zu einer Sprache und einer Sammlung von Texten, für die man auf Juristen angewiesen war. Die freien Berufe entstanden, zunächst Priester, die sich aus der säkularen Welt herauszuhalten hatten, dann Juristen, die das Recht zu einer Art Religion machten, dann Ärzte und alle übrigen. Ohne sie wüssten wir nicht, was eine Mittelschicht ist: Menschen, deren Macht auf ihrem Fachwissen beruht. Die Pest begann die Armen in Wertvolle und Wertlose zu sondern und ermöglichte es den Autoritäten, das Leben sehr genau zu regeln – wie man Kinder aufzuziehen und wo man zu leben hatte – und

schließlich Barrieren zwischen Städten und Staaten zu errichten, dies alles natürlich zu unserem eigenen Wohl, ganz wie die Sicherheitsmaßnahmen auf den Flugplätzen oder die ständige Überwachung. Die Zusammenarbeit, auf die man sich einließ, wenn es darum ging, das Land vor Überschwemmungen zu schützen, Schiffe mit vielfältigen Ladungen loszuschicken und gegen Verlust zu versichern oder die Bezahlung zu organisieren, wenn man Fisch ins Baltikum brachte und Getreide mit zurück nach Amsterdam nahm – auf dieser Zusammenarbeit errichteten wir am Ende den Kapitalismus. Und zugleich wurden all diese Fakten und Informationen ihrerseits zu jener Ware, die sie heute sind.

All das geschah in Zeiten, von denen die meisten von uns kaum etwas wissen: in den mehr als tausend Jahren zwischen dem, was wir alle über das kaiserliche Rom zu wissen glauben – Armeen, schnurgerade Straßen, Villen, Tempel, Zentralheizung und Schnecken als Mahlzeit –, und dem, was wir über Amsterdam zu seinen Glanzzeiten im 17. Jahrhundert zu wissen glauben – Schiffsflotten, Heringe, Gold, Genever, Gemälde, Giebel und saubergefegte Straßen. Zwischen diesen beiden Bildwelten, grob gesagt zwischen 700 und 1700, liegen die Zeiten, die wir immer noch gedankenlos das »finstere Mittelalter« und dann das »Hochmittelalter« nennen, die, wie wir alle wissen, aus Burgen, Burgfräulein, Rittern und wunderschön illuminierten Handschriften bestehen. Es ist, als stellten wir uns vor, menschlicher Erfindungsgeist und

Perversion und Wille wären jahrhundertlang ausgesetzt worden und das Leben hätte sich in bloßes Dekor verwandelt.

Dokumente gehen natürlich verloren oder verbrennen oder zerfallen. Schriftliche Quellen sind zwangsläufig unvollkommen. Am besten erhalten sich Dokumente, wenn eine langlebige Institution sie in einem Bauwerk wie den Kathedralen benötigt, die ein ganzes Jahrtausend oder mehr überdauern können. Ein Brief über den Anbau einer Feldfrucht oder den Kauf von Hemden verschwindet vielleicht ebenso wie Liebesbriefe und alte Prozessakten, aber eine Urkunde über kirchlichen Landbesitz überlebt mit großer Wahrscheinlichkeit. Nur kleine Ausschnitte des Lebens werden schriftlich aufgezeichnet und aufbewahrt, und dies jeweils nur aus ganz besonderen Gründen und aus einer sehr speziellen Perspektive – der eines Richters oder Bischofs, eines Königs oder Abts. Sie übergehen, was zu ihrer Zeit jeder wusste oder was niemand zu sagen wagte. Selbst geschichtliche Darstellungen, die mit großer Autorität und gestützt auf sämtliche bisherigen schriftlichen Quellen verfasst wurden, sollten wir nur als Hinweise auf die Vergangenheit betrachten.

Aber wir haben großes Glück. Wir verfügen heute über eine ganz neue Art von Beweisen, mit denen sich manche Lücke füllen lässt und die unser Bild der Geschichte fast bis zur Unkenntlichkeit verändern. Die Archäologie enthüllt und deckt auf, ganz wie das Meer in Domburg es tat; aber im Unterschied zum Meer geht sie systematisch vor und liefert Funde, die neben die schriftlichen Quellen treten können. Plötzlich

[24] Michael Baxandall, »Bartholomaeus Facius on Painting: A Fifteenth-Century MS. of *De Viris Illustribus*«, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 27 (1964), S. 102.

[25] Borghini, *Riposo di Raffaello Borghini*, a.a.O., S. 326f.

[26] *Guicciardini's Account of the Ancient Flemish School of Painting*, London 1795, S. 3f.

[27] Giovanna Saporì, *Fiamminghi nel cantiere Italia 1560–1600*, Mailand 2007, S. 10.

[28] Till-Holger Borchert und Paul Huvenne, »Die Erfindung der Ölmalerei. Van Eyck im Spiegel italienischer Kunstliteratur«, in: Till-Holger Borchert, *Jan van Eyck und seine Zeit*, a.a.O., S. 221, 225.

[29] Faith Wallis, *Medieval Medicine: A Reader*, Toronto 2010, S. 351–354.

[30] Peter van den Brink, »The Art of Copying«, in: ders. (Hg.), *Brueghel Enterprises*, Maastricht 2001, S. 13ff.; S. 44 zur Großmutter.

[31] Valentin Vazquez de Prada, *Lettres marchandes d'Anvers*, Paris 1960, Bd. I, S. 112 zur Eröffnung; S. 124, 133 zum Kredit; S. 132 zu Ducci.

[32] Ebd., S. 19.

[33] Sheilagh Ogilvie, *Institutions and European Trade: Merchant Guilds 1000–1800*, Cambridge 2011, S. 368f.

[34] Zum Einfluss der Börse siehe Krista de Jonge, »Bâtiments publics à fonction économique Anvers au XVIème siècle: l'invention d'un type«, in: Konrad Ottenheim, Monique Chatenet und Krista de Jonge (Hg.), *Public Buildings in Early Modern Europe*, Turnhout 2010, S. 183ff.; zur Lage der Börsen innerhalb der Stadt siehe Jochen de Vylder, »The Grid and the Existing City«, in: Piet Lombaerde und Charles van den Heuvel (Hg.), *Early Modern Urbanism and the Grid*, Turnhout 2011; zum Verhältnis zwischen Börse und Stadt siehe Konrad Ottenheim und Krista de Jonge, »Civic Prestige: Building the City 1580–1700«, in: Konrad Ottenheim und Krista de Jonge (Hg.), *Unity and Discontinuity: Architectural Relationships between the Southern and Northern Low Countries (1530–1700)*, Turnhout 2007, S. 232–234.

[35] Zum Ehepaar Alleyns und zur Struktur des Kunsthandels siehe Filip Vermeulen, *Painting for the Market*, Turnhout 2003, insb. S. 70–77.

[36] De Prada, *Lettres marchandes*, a.a.O., Bd. I, S. 122f.

[37] Hernando de Frias Cevallos an Simon Ruiz, 16. März 1564, in: de Prada, *Lettres marchandes*, a.a.O., Bd. II, S. 11f.

[38] Friedrich Schiller, *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande*, in: ders., *Sämtliche Werke*, München 1962, Bd. IV, S. 214–220 (Buch 4, »Der Bildersturm«).

[39] G.D. Ramsay, *The Queen's Merchants and the Revolt of the Netherlands*, Manchester 1986, S. 183–190.

[40] Siehe Jonathan I. Israel, *The Dutch Republic: Its Rise, Greatness and Fall 1477–1806*, Oxford 1995, zu einer ausgezeichneten Darstellung des Schicksals Antwerpens, insb. S. 185, 413f.

[41] Die beste Quelle zu Stevin ist J.T. Devresse und G. Vanden Berghe, »*Magic is no magic*«: *The Wonderful World of Simon Stevin*, Southampton 2008.

[42] Paul Arblaster, *Antwerp and the World: Richard Verstegan and the International Culture of the Catholic Reformation*, Löwen 2004.

[43] Zur Entwicklung der »Tatsache« siehe Barbara J. Shapiro, *A Culture of Fact: England 1550–1720*, Ithaca 2000.

[44] Frank Lestringant (Hg.), *Le Théâtre des Cruautés de Richard Verstegan*, Paris 1995.

[45] Zu Stevins internationalem Einfluss siehe Ron van Oers, *Dutch Town Planning Overseas during VOC and WIC Rule 1600–1800*, Zutphen 2000; zu den Notizen über Bauwerke siehe Charles van den Heuvel, »*De Huysbou*«, die Rekonstruktion einer unvollendeten Abhandlung über Architektur, Stadtplanung und Bauwesen von Simon Stevin, Amsterdam 2005.

[46] Xinru Liu, *Ancient India and Ancient China: Trade and Religious Exchanges AD 1–600*, Neu-Delhi 1988, S. 8–11.

[47] Jon Solomon, »The Apician Sauce«, in: John Wilkins, David Harvey und Mike Dobson (Hg.), *Food in Antiquity*, Exeter 1995, S. 128 Fn. 9.

[48] Manfred Buhr (Hg.), *Francis Bacon. Das neue Organon*, Berlin 1962, S. 78 (1.72) zu »In unserer Zeit«; S. 55 (1.48) zu »undenkbar«; S. 91 (1.84) zu »Über die Philosophie«.